

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1987)

Heft: 3-4

Artikel: Glarner Untertanen im Werdenberg : Kann Vogteiherrschaft im Dorf mit dem Zentrum-Peripherie-Modell erklärt werden?

Autor: Schindler, Dieter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glarner Untertanen im Werdenberg: Kann Vogteiherrschaft im Dorf mit dem Zentrum-Peripherie-Modell erklärt werden?

Von Dieter Schindler

Bei der hier erörterten Frage handelt es sich um einen *Teilaspekt meiner Lizentiatsarbeit*, die 1979 an der Universität Zürich abgeschlossen wurde und im Druck erschienen ist.¹

Vorweg möchte ich betonen, dass der im folgenden präsentierte Umgang mit dem Zentrum-Peripherie-Modell keineswegs im Zentrum meiner Arbeit stand, sondern eher heuristischen Charakter hatte. Dass ich hier vor allem den Theoriegebrauch vorstelle, ergab sich aus der Absicht der Veranstalter des Schweizerischen Historikertages, einen Überblick über verschiedene Forschungsansätze innerhalb der neueren Dorfgeschichte zu vermitteln.

Gegenstand meiner Untersuchung war das Verhältnis zwischen dem Stand Glarus und seiner eigenen Vogtei Werdenberg. Diese liegt im heutigen St. Galler Rheintal, gleich unterhalb der ehemaligen Gemeinen Herrschaft Sargans.

Seit dem Jahr 1517, als die Glarner die kleine Vogtei von einem verarmenden Adligen gekauft hatten, ritt alle drei Jahre ein neuer Landvogt auf Schloss Werdenberg auf. Dieser Vogt wurde seit 1638 auf der *reformierten* Landsgemeinde unter acht Bewerbern ausgewählt, wobei der Gewählte jedem anwesenden Landmann noch auf dem Platz eine sogenannte *Auflage*, im 18. Jahrhundert meist einen Gulden, zu bezahlen hatte. Für den Gewählten bedeutete dies eine Ausgabe von einigen Tausend Gulden für das Amt, eine Art Kapitalanlage, die in den drei kommenden Jahren auf Schloss Werdenberg aus Anteilen an Feudalabgaben, Bussen und einigen minderen Rechten zu *amortisieren* war.

Diesbezüglich war Werdenberg *keine Goldgrube* – doch war das für die aufreitenden Landvögte wohl auch nicht das Wesentlichste. Es ging da, im ländlichen schweizerischen Absolutismus, um vieles, was nicht quantifizierbar ist: um Prestige, um Ämterlaufbahnen, um informelle Kontakte, um Präsenz in den Ämtern und anderes mehr. Das ist aber hier nicht mein Thema.

¹ Für alle Angaben zu Literatur und Quellen verweise ich auf die Veröffentlichung meiner Lizentiatsarbeit «Werdenberg als Glarner Vogtei. Vogteiherrschaft zwischen Tradition und Revolution (18. Jh.)» in der Reihe *St. Galler Kultur und Geschichte*, Band 15, Hrg. Staatsarchiv St. Gallen (auch als Separatdruck erhältlich).

Die *Aufgabe des Vogtes* als Amtsträger bestand grundsätzlich in der Wahrnehmung der Niedergerichtsbarkeit, im Abgabeneinzug, in der Wahrung des Bestandes an obrigkeitlichen Rechten (die man in globo vom vorherigen Besitzer übernommen hatte) – und natürlich auch im Markieren obrigkeitlicher Präsenz. Diese letzte Funktion ist insbesondere unter dem Gesichtspunkt wichtig, dass neben ihm lediglich *drei* weitere Glarner in quasi offizieller Mission im Werdenberg tätig waren, als Hilfskräfte des Vogtes. Dies waren der Landschreiber (eine Art Sekretär des Vogtes), der Landweibel (sozusagen der Steuereintnehmer) und der Läufer (in etwa der Polizist). Diese drei Beamten waren auf *Lebenszeit* gewählt; sie gewährleisteten jene Kontinuität und Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen, die für die Verwaltung der Vogtei unabdingbar waren, aber angesichts der kurzen Amtszeit des Landvogtes durch diesen selbst *nicht* garantiert werden konnten.

Diesen drei bzw. vier Glarnern zur Seite stand ein *schwer durchschaubares Netz von Beamten aus dem Kreis der Werdenberger Untertanen*, die zumeist vom Vogt oder vom Glarner Rat auf Vorschlag des obersten Werdenberger Beamten, des Ammanns, ernannt wurden. Das waren die sieben Richter, der Landshauptmann, der Landesfährndrich, der Stadtknecht, der Wingertvogt und die sogenannten Hofbürger.

Soviel einstweilen zur institutionellen Ebene – und man mag sich nun fragen: Schön und gut, aber was soll das alles mit Zentren und Peripherien zu tun haben?

Ich ging bei meiner Arbeit von der folgenden *Arbeitshypothese* aus: Eine noch näher einzugrenzende Werdenberger Oberschicht erfüllt im Untertanenland die zur effizienten Verwaltung und Nutzung der Landvogtei notwendige Funktion eines *Brückenkopfes* des Glarner Rates. Die Interessen dieser Brückenkopfschicht richten sich häufig gegen die eigenen Mit-Untertanen.

Darauf war ich von drei Seiten her gestossen: Von der vorgängigen Untersuchung des sogenannten *Werdenberger Landhandels* (einem Aufstand der Untertanen in den Jahren kurz nach 1700), der Einsicht in Quellen zu *innerdörflichen Konflikten* und zur Wirtschaftslage um 1790 sowie nicht zuletzt von der *strukturellen Ausgangslage* her, dass vier Glarner kaum im Alleingang eine Vogtei regieren konnten.

Mit dieser Brückenkopf-Hypothese war ich sozusagen mittendrin im Zentrum-Peripherie-Modell. Dass meine Idee nichts Neues war, war mir bewusst – andere haben das Phänomen unter dem Stichwort «Dorfpatriziat» zum Beispiel schon untersucht, allerdings mehr auf verfassungsgeschichtlicher oder genealogischer Ebene. Um den «Brückenkopf» umfassend angehen zu können,

nahm ich – in einer Zeit, als wir in Zürich auch mit soziologischen Konflikttheorien Erfahrungen gesammelt hatten – die Imperialismustheorie von Johan Galtung zu Hilfe.

Ich nehme an, dass dieser Ansatz in grossen Zügen bekannt sein dürfte. Ich beschränke mich deshalb darauf, die Theorie nur noch in den für *meine* Fragestellung entscheidenden Grundzügen vorzustellen, um im gleichen Schritt anzudeuten, *wie* ich sie adaptiert habe.

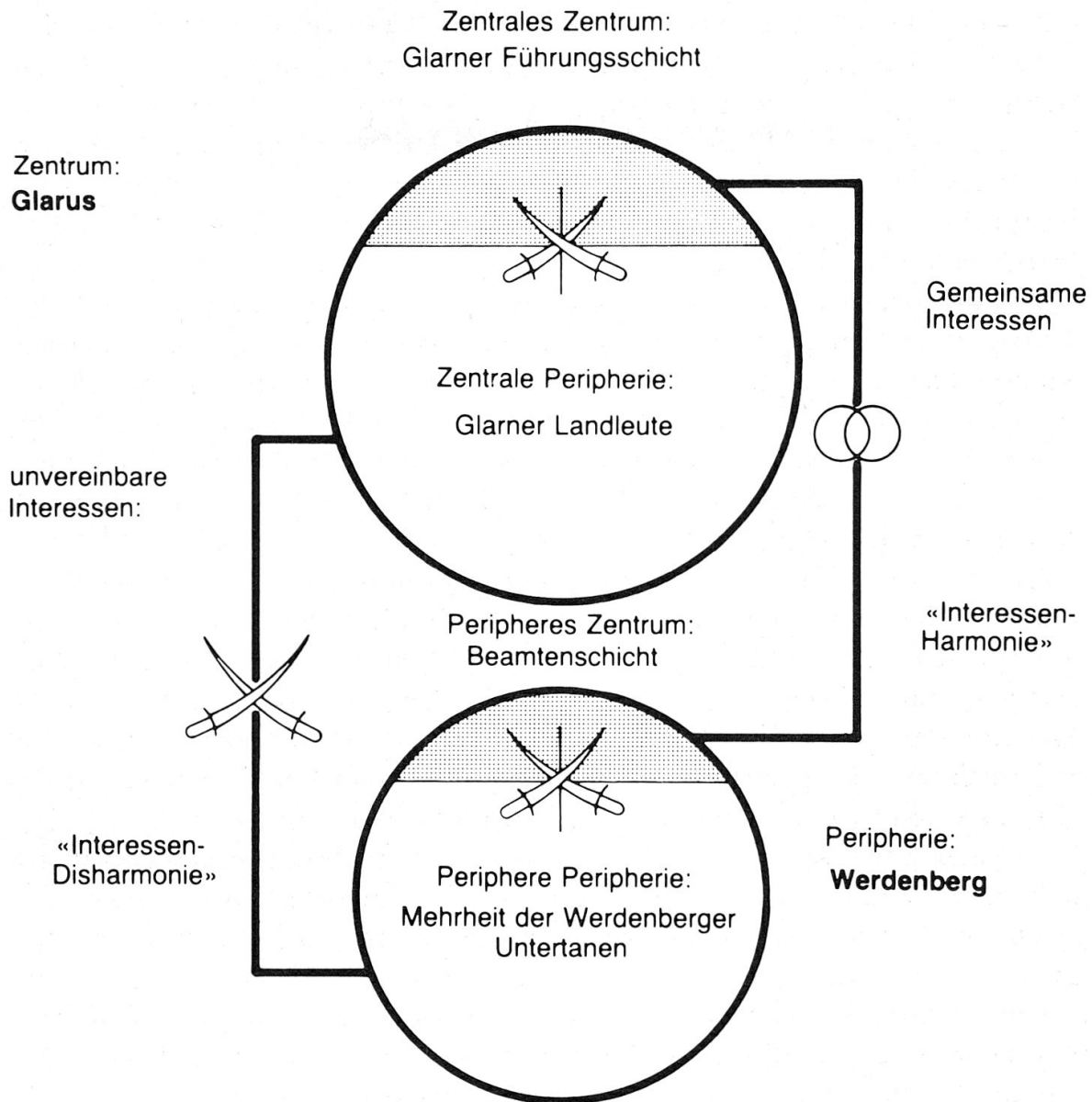
Der norwegische Friedensforscher *Johan Galtung* hat seine Imperialismustheorie als Erklärungsversuch für die heute bestehenden Disparitäten zwischen Nord und Süd entwickelt.² Als *strukturelle* Theorie des Imperialismus sieht sie die Entwicklung *unseres* Teils der Erde (den industrialisierten Staaten als *Zentren*) und die sogenannte «Unterentwicklung» der Dritten Welt (nach Galtung der *Peripherie*-Staaten) als zwei sich gegenseitig bedingende Elemente *derselben* Erscheinung.

Galtungs wesentlichster Beitrag zur Imperialismus-Diskussion bestand darin, dass er die *Gründe* für dieses Ungleichgewicht nicht mehr nur im industriell entwickelten Teil der Erde sah (wie dies die meisten Erklärungsversuche des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts getan hatten), sondern auf Vorgänge *innerhalb* der Länder der Dritten Welt aufmerksam machte. Dieses Interesse deckt sich mit dem Kern meiner Hypothese: Ich wollte Vogteiherrschaft nicht von oben, sondern von unten, von der Peripherie her erklären.

Galtungs herrschaftssoziologisches Modell erhebt den Anspruch, unabhängig von Zeit und Raum Abhängigkeitsbeziehungen zwischen sogenannten «organisierten Kollektiven» darstellen zu können. Zu diesem Zweck teilt es die – im einfachsten und für uns zutreffenden Fall – *zwei* Kollektive in vier Teile ein: in ein *Zentrum* (in meinem Fall *Glarus*) und eine *Peripherie* (*Werdenberg*), wobei sowohl Zentrum wie auch Peripherie ihrerseits unterteilt werden können in je ein Zentrum (die *Oberschicht*) und eine Peripherie (den mehr oder weniger abhängigen *Rest der Bevölkerung*).

Das *Grundmuster der Herrschaftsbeziehungen* sieht nun so aus: Zwischen den Zentren (also zwischen Glarner Führungsschicht und Werdenberger Beamtenschicht) bestehen – dies als Hypothese, die zu beweisen ist – *gemeinsame Interessen* (Interessenharmonie), das Zentrum in der Peripherie (die *Oberschicht in Werdenberg* also) fungiert als *Brückenkopf des Glarner Zentrums* und ist dafür besorgt, dass Güter von der Peripherie ins Zentrum übermittelt werden.

² Ich stütze mich, was den Ansatz von Galtung betrifft, auf folgende Literatur: Johan Galtung, «Eine strukturelle Theorie des Imperialismus», in: Dieter Senghaas (Hrg.), *Imperialismus und strukturelle Gewalt*, Frankfurt 1976³ (es 563), S. 29–104.



Alle *übrigen* Beziehungen sind gekennzeichnet von «Interessendisharmonie», das heisst: Es bestehen *Interessengegensätze*

- zwischen Werdenberger Untertanen und Glarner Landleuten,
- zwischen der Glarner Führungsschicht und ihren Landleuten,
- zwischen der Werdenberger Beamtenschicht und dem Rest der Werdenberger Untertanenbevölkerung.

Herrschaft spielt sich – nach Galtung – in fünf möglichen Dimensionen ab: in einer ökonomischen, einer politischen, einer militärischen, einer kulturellen

und einer kommunikativen Dimension. Angewandt auf unseren Fall wäre folgendes Modell möglich (ich greife drei der fünf Dimensionen heraus):

- *Ökonomisch* stellte das Zentrum (Glarus) *Kapital* zur Verfügung, Werdenberg hingegen lieferte über seinen Brückenkopf die *feudalen Abgaben, Kapitalzinsen, Söldner und Vieh* ans Zentrum – vergleichbar dem Rohstofftransfer aus der Dritten Welt in die Industrieländer.
- *Militärisch* war Glarus für die Aufgabe «*Schutz*» zuständig, während die Werdenberger notfalls als *Truppen* aufgeboten werden konnten.
- *Politisch* bot das Glarner Zentrum Werte wie *Rechtssystem, Entscheidungen, Vorbilder, Prestige, Ämter, Wertvorstellungen*, während die Peripherie Werdenberg vor allem eines nach Glarus übermittelte: *Gehorsam und Nachahmung* (einige dieser Werte könnten auch der kulturellen Dimension zugeordnet werden).

Der *Wert der Theorie* für meine besondere Fragestellung lag, wie bereits erwähnt, in der Strukturierung des Verhältnisses zwischen den beiden Zentren. Ich zitiere dazu noch einmal Galtung:

«In dem ganzen Spiel sieht das Zentrum der Peripherie-Nation sich selbst eher als Partner des Zentrums im *Zentrum* denn als Partner der Peripherie in der *Peripherie* – und das ist der entscheidende Trick bei dem Spiel.»

Um hinter den «entscheidenden Trick» in *meinem* Fall zu kommen, hatte ich also die folgenden zwei Fragen zu beantworten:

1. Welche *Verbindungen* bestanden zwischen Glarner und Werdenberger Zentrum?
2. Welcher Art waren die «*gemeinsamen Interessen*», wo waren die Zentren «Partner»?

Ich habe das Spektrum der Möglichkeiten in vier Sachbereiche gegliedert:

- A) Differenzierte Verteilung von herrschaftlichem Prestige durch soziale Kontakte und Verleihung von Ämtern.
- B) Verleihung gewerblicher Monopole sowie Befugnisse beim Abgabeneinzug.
- C) Abtretung eines Teils der feudalen Einnahmen.
- D) Partnerschaft in Wirtschaftsunternehmen oder Tätigkeit in denselben «Branchen» in ähnlicher oder sich ergänzender Position.

A) Sozialkontakte und Ämterbesetzung

Die genaue Analyse der Kirchenbücher seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zeigte, dass es vor allem in der *ersten* Hälfte des 18. Jahrhunderts geradezu üblich war, dass amtierende oder ehemalige Landvögte, die Glarner Spitzenbeamten und die höheren Werdenberger Beamten (damals vor allem das Geschlecht Hilty) gegenseitig *Taufpaten* ihrer Kinder waren – als Hinweis auf soziale oder politische Nähe. Häufig sind auch Heiraten zwischen Landvögten und Angehörigen bzw. Nachkommen der Werdenberger Beamten-schicht bezeugt. Man kann recht eigentlich von einer *Versippung zwischen einigen Landvogt-Familien, den Glarner Beamten und den höheren Werdenberger Beamtenfamilien* sprechen. Im *Klartext* heisst das, dass zum Beispiel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei der drei Glarner Beamten Werdenbergerinnen zur Frau hatten und bezeichnenderweise in der Vogtei wohnen blieben, als 1798 die Werdenberger den Vogt zum Lande hinaus jagten und sich so symbolisch der sogenannten «Fremdherrschaft» entledigten.

Ein ebenso aussagekräftiges Indiz für die *Vermischung der Grenze zwischen fremden und eigenen Herren*: Entgegen dem alten Brauch, Kinder dem Grossvater väterlicherseits nachzutaufen, ging anfangs des 18. Jahrhunderts das damals wichtigste Untertanengeschlecht Hilty dazu über, seinen Kindern *Glarner Vornamen* zu geben – darunter zum Beispiel den im Werdenberg doch eher exotisch klingenden Namen Paravizin (er stammt von der ehemaligen Veltliner Familie Paravicini, die auch einige Vögte stellte). Diese Namensgebung war zweifellos eine Botschaft nach Glarus ebenso wie in die Werdenberger Untertanen-haushalte!

B) Leiherecht

Das Gewerbe im Werdenberg war monopolisiert: Mühle, Säge, Gerbe, Bleiche und Taverne waren *Ehehaften in Handen der Obrigkeit*. Zum grössten Teil waren sie im 18. Jahrhundert in faktischem Erbbesitz jener Familien, aus denen auch die wichtigeren Beamten kamen. Daneben spielten einige Glarner Hinter-sässen eine wichtige Rolle im Gewerbe.

Die Stellung der Gewerbetreibenden ist Sinnbild für das, was Galtung «Interessenharmonie der Zentren» genannt hat: Gerade indem die Gewerbler das *obrigkeitliche* Monopol zuweilen fanatisch gegen Angriffe von allen Seiten schützten, garantierten sie ihr *eigenes*:

Ähnliches lässt sich im Bereich des Zinseinzuges sagen. Sogenannte «Hofbürgen» (andernorts «Träger» genannt) besorgten gegen einen Anteil an den Bodenzinsen den Zinseinzug, wobei sie persönlich für Güterbestand und Zinsleistung hafteten. Je hartnäckiger und lückenloser sie also den obrigkeitlichen Anspruch durchsetzten, desto sicherer kamen sie zu ihren eigenen Einnahmen – oder mindestens zu Schuldbriefen . . . Aus der Sicht der *Zahlenden* waren sie klar die Partner der Glarner – eben deren Brückenkopf in der Agrarstruktur des Untertanenlandes!

C) Beteiligung an Einkünften

Die Werdenberger Beamten erhielten für ihre Amtshandlungen kleinere Löhne von meist einigen Kreuzern. Darin lag sicher nicht der *wahre Wert* der Ämter. Dennoch sind diese Beteiligungen an den Vogteieinnahmen als das zu sehen, was sie faktisch – und *psychologisch* – waren: eine Beteiligung von Untertanen am feudalen Abschöpfungssystem sowie als Fäden im Netz der gemeinsamen Interessen der beiden Zentren.

D) Wirtschaftsinteressen

Vorab in zwei Bereichen hatten im 18. Jahrhundert Leute aus dem Werdenberger Zentrum gleiche Interessen wie Glarner Landvögte:

In der *ersten* Hälfte des Jahrhunderts betraf dies vor allem den *Solddienst*: Oft kamen Vögte nach Werdenberg, die mit dem Solddienstgeschäft verflochten waren – sie machten nicht selten gemeinsame Sache mit Angehörigen von Familien des Geschlechtes Hilty, die damals die wichtigsten Posten der Vogtei innehatten. Oft waren sie in der gleichen Lage wie die Vögte: In Zeiten zunehmender Rekrutierungsprobleme erfolgte die Zusammenarbeit meist in der Weise, dass die Hilty mit Erlaubnis der Obrigkeit als Werber auftreten durften und dafür einen Teil der geworbenen Söldner abzutreten hatten.

Kurz nach der Jahrhundertmitte ist ein tiefgreifender Wandel sowohl in der Oberschicht in der Peripherie als auch im «Steckbrief» des sozusagen «durchschnittlichen Landvogtes» festzustellen. In aller Kürze gesagt wird die Vogtei für das Glarner Machtzentrum, den sogenannten «Schranken», offensichtlich immer *unattraktiver* im Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Umorientierungsprozesses im Zusammenhang mit der frühen Industrialisierung im Glar-

nerland. Es bemühen sich nun zunehmend *Leute mit eher agrarunternehmerischer Orientierung aus dem weiteren Kreis der Glarner Führungsschicht* um die Vogtei Werdenberg.

Parallel dazu und natürlich auch im Zusammenhang damit *verändert sich die dörfliche Oberschicht im Werdenberg*, vor allem in der Gemeinde Grabs. In die einflussreichen Ämter gelangten potente Grossbauern, die eine einzigartige ökonomische Nische gerade in Zusammenarbeit mit Glarner Viehhändlern entdeckt haben: Sie spezialisieren sich als Heubauern auf die sonst in dieser Region unübliche *Winterung* von Vieh, das im Frühjahr zu Höchstpreisen auf den ersten ennetbirgischen Märkten des neuen Jahres abgesetzt wird – meist von Glarner Händlern. Und nicht selten sind diese Viehhändler die Vögte selbst.

Der Ansatz der Interessenharmonie der Zentren hat hier zum Aufspüren einer wirtschaftlichen Partnerschaft geführt, die sonst wohl schwer auffindbar gewesen wäre.

Die Bilanz der *gemeinsamen* Interessen der Zentren wird schliesslich durch einen grundsätzlichen *Interessengegensatz* innerhalb der Peripherie sozusagen potenziert – ganz nach Galtungs Modell: Grössere Teile der Werdenberger Führungsschicht waren nämlich *von den drückendsten feudalen Abgaben befreit*, da sie von Bürgern des *Städtchens* Werdenberg abstammten. Dieses rechtshistorische Relikt aus dem Mittelalter hatte auch ich – wie viele andere vor mir – als Kuriosum zur Kenntnis genommen. Von der Frage nach den Interessendisharmonien in der Peripherie her wurde es dann plötzlich sehr relevant. Es bedeutet letztlich folgendes: *Jene mit den engsten Verbindungen zur Herrschaft hatten gleichzeitig das geringste Interesse daran, am Status quo etwas zu verändern* – waren sie doch erstens von den schwersten Lasten befreit und verdienten sie zweitens nicht schlecht daran, von ihren Mit-Untertanen genau diese Lasten einzuziehen. Die Interessengegensätze zwischen den Untertanen hätten also kaum grösser sein können.

Ich komme damit zum Versuch einer *Wertung der Verwendung einer Theorie* als Hilfe im Forschungsprozess. Ich sehe vor allem zwei wichtige Gesichtspunkte:

1. den Wert einer Theorie als «Steinbruch für Fragestellungen» und
2. die Funktion einer Theorie im Hinblick auf die Klärung des eigenen Standpunktes und des Erkenntnisinteresses.

Stichwort 1: «Steinbruch»

Ich bin überzeugt davon, dass der Ansatz des Brückenkopfes mich zu Ergebnissen geführt hat, die ich *ohne* diese Hypothese wohl übersehen hätte. Der häufig gehörte Einwand, Theorien oder Modelle könnten wohl Fragen aufwerfen, andere aber auch zuschütten, ist gewichtig – in einem Marmor-Steinbruch findet man bekanntlich kaum Granit . . . Ich glaube aber, dass man dieser Gefahr begegnen kann, wenn man die wissenschaftliche Diskussion eines Ansatzes im *theoretischen* Bereich und die dort geäußerte Kritik auf den eigenen Fall anlegt.

Konkret für mein Thema: Galtung wurde im Rahmen der Imperialismusdiskussion oft vorgeworfen, sein Ansatz sei zu allgemeingültig, *zu abstrakt*, um irgendwelche Vergleiche zu ziehen – denn die Anwendung von Theorien habe letztlich doch auch den Sinn, verschiedene Phänomene im Bereich des Imperialismus *vergleichen* zu können. Diese Kritik konnte ich getrost beiseite lassen, ging es mir ja genau nicht um Vergleiche, sondern um theoretische Hilfeleistung bei der Behandlung eines *Einzelfalles!*

Eine andere Hauptstossrichtung der Kritik betrifft die *Statik* des Modells – es frage nicht nach Ursachen, sondern gliedere nur die *Gegenwart*. Dies war aber genau meine Absicht, ich wollte ja nicht das *Entstehen* von Mechanismen aufzeigen, sondern das *Funktionieren eines bestehenden Systems* zu einem gegebenen Zeitpunkt in den Griff bekommen. Und gerade die ungewohnten Fragen im Zusammenhang mit dem Ansatz der Interessenharmonie der Zentren haben mich auf den tiefgreifenden *Wandel* der Jahrhundertmitte aufmerksam gemacht, wo sowohl die Akteure in Glarus wie in Werdenberg neuen Kräften Platz machen.

Ein dritter häufig gehörter Ansatzpunkt der Kritik schliesslich betrifft die Aufspaltung der beteiligten Kollektive in *lediglich zwei* Hauptgruppen (Zentrum und Peripherie). Begreift und behandelt man diese zwei Gruppen jedoch als «*ideal-typische* Orientierungsgrössen», so ist meiner Meinung nach – intensives Quellenstudium vorausgesetzt – der Gewinn grösser als die zweifellos vorhandene Gefahr, die Wirklichkeit dem Modell anzupassen. Die Grenze zwischen Werdenberger Zentrum und Werdenberger Peripherie war für mich nie eine Linie, sondern stets eine Grauzone.

So möchte ich die im Titel gestellte Frage wie folgt beantworten: Das Modell kann die Vogteiherrschaft im Dorf nicht vollumfänglich erfassen – dafür wäre es dann auch hier zu abstrakt. Aber es kann mithelfen, die

richtigen Fragen zu stellen, um die Arbeitsteilung der Herrschaft in den Griff zu bekommen.

Stichwort 2: Klärung von Standpunkt und Erkenntnisinteresse

Gerade die Beschäftigung mit einer Theorie zwingt jeden Forscher, genau bei Lichte zu besehen, ob er eigentlich Marmor oder Granit finden wolle – oder anders gesagt, sich *Rechenschaft abzulegen* über die eigenen *Prämissen*, über *Fragestellungen* und *Ziele* des eigenen Vorgehens.

Jeder Historiker hat Modelle im Kopf – auch Plutarch hat sie gehabt und die Rechtshistoriker des 19. Jahrhunderts ebenfalls. Es muss Teil jedes Forschungsprozesses sein, sich selbst darüber Klarheit zu verschaffen. Mir persönlich hat die Beschäftigung mit Johan Galtungs Ansatz dabei geholfen.

Geholfen hat mir die Verwendung des Modells übrigens auch hinsichtlich der kritischen Einschätzung der Lokalgeschichtsschreibung vor allem des 19. Jahrhunderts. Die Mehrzahl der meist anekdotischen Werke enthielt faktisch ein im Gegensatz zu Galtung noch einfacheres Modell, wenn man so sagen darf: Da gab es statt vier gar nur *zwei Parteien*, die Geschichte Werdenbergs von 1500 bis 1800 bestand ausschliesslich aus der Ausbeutung *der* Werdenberger durch *die* Glarner. Diese Geschichtsschreibung stammt vorwiegend aus der Feder von Nachfahren des Werdenberger Zentrums und hatte mehr oder weniger absichtsvoll die Funktion, die Brückenkopffrolle der eigenen Vorfahren zu verschütten.

Die Frage schliesslich, ob das an einer Theorie orientierte Vorgehen in der *Darstellung* der Ergebnisse sichtbar sein soll, ist wohl kaum allgemein zu beantworten. Meiner Meinung nach hängt es aber auch mit wissenschaftlicher Redlichkeit zusammen, irgendwie transparent zu machen, *wie* man gearbeitet, und nicht nur auszubreiten, was man dabei schliesslich gefunden hat.